

Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Böhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Oesterreich 2 50 S, Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Bräun, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Warburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 7.

Juli 1932.

XXXV. Jahrgang.

Meine Erlebnisse am Hofe des Schillukkönigs Fadiet.

Von P. Jfidor Stang, F. S. C.

Es war Ende Jänner des Jahres 1914. Als ich eines Tages von einem längeren Krankenbesuche in dem vier Stunden von unserer Missionsstation Lul entfernten Dorfe Bau nach Hause zurückkehrte, erzählte mir mein guter Superior P. Banholzer, den man mit Recht den Apostel des Schilluklandes nennen kann, daß der Schillukkönig Fadiet unsere Missionsstation mit großem Gefolge besucht und sich mit ihm sehr freundlich unterhalten habe. An diese Mitteilung knüpfte er die Bemerkung: „Lieber Pater Stang, wir müssen uns mehr an den eingeborenen Schillukkönig halten als an die englische Regierung, unter deren Schutz das Schillukland steht; denn der Schillukkönig hat eine größere Macht in seinen Händen, als wir glauben, und wenn wir mit ihm gut fahren, wird das Christentum in diesem Lande ungeahnte, rasche Fortschritte machen. Der König ist seinem Volke alles: Herrscher, Oberpriester und höchster Richter.“ Diese Worte des P. Banholzer, der das Schillukland und die Sitten und Gebräuche des Volkes kannte wie wohl kein anderer seiner Mitbrüder, gingen mir tief zu Herzen; sie waren gewissermaßen sein Testament an mich selbst, seinen Nachfolger im Amte. O hätte ich damals eine leise Ahnung von seinem baldigen Tode gehabt, wie manches würde ich ihn,

den großen Kenner von Land und Leuten, noch gefragt haben, das mir später hätte nützlich sein können, um die Sitten und Gebräuche des Schillukvolkes voll zu würdigen und ganz zu verstehen.

Nach einem Monat schon wurde der gute Hirte seiner Christengemeinde gar zu schnell und unerwartet durch das tödliche Fieber entzissen und am 22. Februar im Schatten des ersten Missionskirchleins zur ewigen Ruhe gebettet. Trauernd und weinend umstanden Christen wie Heiden sein Grab. Als die Trauerfeierlichkeiten zu Ende waren, trat der Häuptlingssohn Augustin Jögeng auf mich zu, der ich mich in meinem großen Schmerze um meinen heißgeliebten Obern kaum von seinem frischen Grabe trennen konnte, und sprach folgendermaßen zu mir: „Teurer Vater, im Namen aller Christen und Katechumenen drücke ich dir unser herzlichstes Beileid aus über den so schnellen Tod unseres unvergeßlichen Altvater (P. Banholzer). Wir schauen jetzt auf dich, da du ihm wie ein leiblicher Bruder warst. Wie du dich benimmst, so werden auch wir uns benehmen; sei tapfer und verbeiß den Schmerz um unfertwillen.“ Wortlos in meinem Schmerze um den teuren Toten nahm ich die zuerst dargereichte Hand meines guten Augustin, und wir schauten in



P. Jfidor Stang mit Neuchristen aus Lul, seinen Begleitern zum Hofe des Königs Fadiet.

stummer Trauer einander an; dann fuhr der gute Häuptlingssohn fort: „Teurer Vater, einst hast du mich und meinen Bruder Coalong in schwerer Krankheit gepflegt und geheilt. Wir folgen dir, wohin du gehst, und bleiben stets deine treuen Söhne. Aber um eines bitte ich dich: Vergiß den König nicht und laß ihm durch einen Boten die Trauernachricht melden, denn so will es die Sitte unseres Landes.“ Jögeng hatte recht. Er als Häuptlingssohn kannte die Sitten und Gebräuche am Königshof sehr gut. Und als er sich mir überdies noch anbot, den König zu besuchen und ihm den Tod des unvergeßlichen P. Banholzer mitzuteilen, ließ ich ihn freudig und mit der sicheren Hoffnung in die königliche Residenz nach Fajchoda ziehen, daß er seine Sache gut machen und den König uns günstig stimmen werde. Meine Erwartung in dieser Hinsicht wurde zu meiner eigenen größten Überraschung und Herzensfreude durch Jögeng, der sich aus Dankbarkeit seit seiner Heilung meinen treuen Sohn nannte, bei weitem noch übertroffen. Der schlaue Häuptlingssohn hatte sich nämlich erst gegen Mittag mit seinem Bruder Coalong auf den Weg gemacht, und nach einem Besuch in seinem Heimatdorse Duom, das nicht weit von der königlichen Residenz entfernt neben dem

Wege liegt, war er am folgenden Tage gerade um die Mittagszeit beim König eingetroffen.

Dieser empfing ihn mit allen Ehren, ließ ihn und seinen Bruder mit Hammelfleisch und Negerbier reichlich bewirten, rief dann Jögeng allein zu sich, fragte ihn über uns Missionäre recht gründlich aus, besonders streifte er dabei das religiöse Leben auf der Missionsstation und sagte zum Schluß: „Jögeng, bleibe bei deinem Abuna (Vater), er macht dich glücklich; denn eure Missionäre sind unverheiratet und können daher euch Vater und Mutter sein. Die Missionäre aber am Sobat (er meinte dabei die amerikanische protestantische Mission, welche am Sobat eine Niederlassung hatte) sind verheiratet, treiben Handel und haben nur Gebet ohne Opfer. Eine Religion aber ohne Opfer kann nicht die wahre sein, deshalb besitzen sie nicht die wahre Religion. Nur eure Abunas, hat mir der mohammedanische Mamur von Kodok gesagt, haben ein Opfer und hätten die wahre Religion. Noch eines, Jögeng“, fuhr der König fort, „mußt du mir jetzt versprechen: Du mußt mich alle Monate besuchen und mir alle Neuigkeiten von der Missionsstation mitteilen, besonders die Besuche der Königsöhne und Häuptlinge,

die dein Abuna erhalten hat oder die er selbst in ihren Dörfern abgestattet hat." Jögeng versprach es dem König, und dieser schenkte ihm dann einen Stier und glaubte nun, ihn als Spion für immer an sich gefettet zu haben. Doch darin täuschte sich der eiferfüchtige König Fadiet recht gründlich.

Lange wartete ich auf die Rückkehr meiner Gesandtschaft. Bereits wurde es dunkel und immer noch war keine Spur von ihnen zu sehen. Ich machte mir zuletzt trübe Gedanken über die beiden Helden. Hoffentlich hatten sie mir keine Dummheit begangen und den schnellen Zorn des Königs auf sich und unsere Missionsstation geladen. Doch dafür war ja Jögeng viel zu klug, schlau und gewandt. Schon wollte ich mich gegen 10 Uhr nachts zur Ruhe begeben, da klopfte es plötzlich schnell und heftig an meine Zimmertüre, und noch hatte ich mich von meinem Erstaunen kaum erholt, stürzte mein Häuptlingssohn Jögeng herein, lief auf mich zu, faßte mich an beiden Händen und wollte sich lachend und scherzend mit mir im Kreise herumdrehen, daß es mir ganz unheimlich wurde und mir zuerst der Gedanke kam, mein treuer Pflegetohn habe etwas zuviel Regerbier erwischt und wolle sich jetzt in meinem Zimmer austoben. Doch dem war nicht so. Nach dem ersten Freudentaumel wurde Jögeng auf einmal ruhig und brach in die Worte aus: „Abuna wabot.“ Das heißt: „Vater, wir sind gerettet.“ Und nun erzählte er mir seine Erlebnisse am Königshof und verschwieg mir auch nicht, daß ihn der König in seiner Eifersucht als Spion in unserer Missionsstation aufgestellt habe. „Doch“, fuhr er fort, „Vater, ich gehöre zuerst dir und dann erst als Untertan dem König. Deine Worte sind meine Worte, und nur was du willst, berichte ich dem König und nichts anderes. Du sollst mir und meinem Bruder niemals nachsagen können, wir hätten dich belogen oder betrogen oder gar verraten.“ Hierauf führte er mich in den nahen Hof und zeigte mir den Stier, den ihm der König geschenkt hatte. Es war ein prächtiges Tier, und jetzt konnte ich es erst begreifen, warum mein Jögeng eine so unbändige Freude hatte, als er mich nach seiner Rückkehr besuchte. Sein Bruder Coalong hatte ein schönes Schaf als Geschenk erhalten und zeigte es mir voll stolzer Freude.



Im bairischen Wallfahrtsort Altötting fand anlässlich des dreihundertsten Todestages des Grafen Tilly eine glänzende Gedenkfeier statt. Tilly, der Heerführer der katholischen Liga während des Dreißigjährigen Krieges, hat in dortigen Marienheiligtum seine letzte Ruhestätte gefunden, denn er war ein inniger Verehrer der Gottesmutter. Mit Recht nennt man ihn den „Heiligen im Harnisch“. Im Verlaufe der Feiern zogen Tausende von Pilgern zur Tillykapelle, um dort zu beten. (Atlantic.)

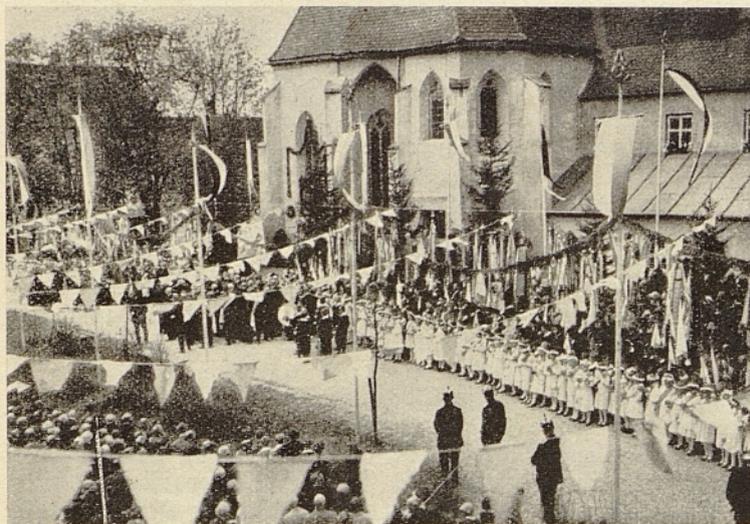
In jener Nacht habe ich wohl wenig geschlafen, denn ich machte mir schwere Gedanken, ob mein Jögeng in der Zukunft standhaft bleiben werde. Groß waren ja die Lockungen und Versuchungen von Seiten des Königs und seines Hofes. Ich empfahl ihn der lieben Gottesmutter, brachte ihm volles Vertrauen entgegen, und ich hatte mich in ihm nicht getäuscht. Er blieb treu und aufrichtig, wie folgendes Ereignis zur Genüge zeigt.

Vier Tage nach seinem Besuch am Königshofe kam gegen Mittag Acotich, der Nefse und Vertraute des Königs, zu uns und brachte als Geschenk Seiner Majestät vier Flaschen Butterfett mit. Er stellte sich als

den Gesandten des Königs vor und bat mich, auch aus meinen Vertrauten ihm einen Jüngling zu nennen, der würdig sei, meine An-gelegenheiten am Königshofe zu vertreten. Ich stellte ihm sofort meinen Jüngling vor und ernannte ihn zu meinem Stellvertreter am Königshofe. Nun hielt der Neffe des Königs eine längere Rede, die mit den Worten begann: „Abuna, deine beiden Ochsen, Mikär, der scheckige, und Detang, der schwarze, sind bekannt durch die Größe und Länge ihrer Hörner im ganzen Schilluklande, und das Geläute ihrer Glocken, die sie umgehängt haben, erfreut das Herz eines jeden Schilluk. Sie singen dein Lob und haben dich bekannt gemacht im ganzen Lande. Doch noch viel größer als deine beiden Ochsen bist du selbst. Kein Ochs und Ochsenbesitzer kommt dir gleich an Weisheit und Güte, und so ist dein Ruhm an den Königshof nach Faschoda gedrungen, und mein Onkel, der große Schillukkönig Tadiet, hat dich mehr als alle seine Kühe und Ochsen in sein Herz eingeschlossen, und jetzt bietet er dir durch mich ewige Freundschaft an. . .“ Ich drückte dem königlichen Gesandten meine Freude aus über das Vertrauen des Königs zu mir und versprach, dem König stets ein guter Freund sein zu wollen. Nun aßen wir miteinander zu Mittag, und ich konnte mich des Lachens kaum enthalten, als der Neffe des Königs Gabel, Messer und Löffel handhaben wollte, um zu zeigen, daß er auch die Sitten

der Weißen kenne. Er machte nämlich alles verkehrt. Wir aßen Reis und ein gekochtes Huhn und tranken Tee dazu. Ja, wahrhaftig, Acotsch, der Neffe des Königs, hatte das Pulver nicht erfunden, denn kaum berührte er das Tischmesser, hatte er sich durch seine Ungechicklichkeit bereits eine Schnittwunde beigebracht. Und als er begann, mit der Gabel den Reis auf den Löffel aufzuladen und zum Munde zu führen, da mußte er es selber einsehen, daß es für ihn besser sei, nach alter Schillukweise mit der natürlichen fünf-zinkigen Gabel seiner Hand zu essen. Ehe er nach Hause zurückkehrte, bat er mich um eine Kopfbedeckung und ein Kleid. Ich schenkte ihm eine alte Jacke, die er natürlich verkehrt anzog, und einen alten Hut, der keinen Rand mehr hatte. Er wickelte ein rotes Tuch um den randlosen Hut und seine Stirn herum und ging stolzen Schrittes mit seinen neuen Schätzen nach Faschoda zurück.

Da ich dem König bald vorgestellt werden sollte, so unterrichtete mich Jüngling jeden Tag über die Sitten und Gebräuche am Königshofe und die verschiedenen Redensarten, die am Königshofe gebraucht werden. Bei den Schilluk gibt es nämlich eine eigene Hofsprache. Noch waren keine zehn Tage vergangen, als Acotsch, der Neffe des Königs, eines Morgens eilends daherkam und mir mitteilte, Seine Majestät der König lasse mich bitten, ihn sofort in seiner Residenz zu besuchen; er hätte dringend mit mir zu



Der Festakt vor der Stiftskirche in Altötting anlässlich des Tillyjubiläums.

reden. Der Besuch sollte aber geheimgehalten werden. Sofort begab ich mich zu Fuß mit Jogeng und Acotsch nach Faschoda in die königliche Residenz. Nachdem wir noch in Duom den Vater unseres Christen besucht und mit uns zu gehen eingeladen hatten, erreichten wir nach drei Stunden die Residenz. Wir wurden in den Hof eines Hauses geführt, und schon nach wenigen Minuten erschien König Tadiet. Während meine Begleiter, auf dem Boden kauern, sich vor ihm ehrfurchtsvoll verneigten, trat er lächelnd auf mich zu und begrüßte mich herzlich, indem er mir die Hand reichte. Er kannte mich schon von unserer Missionsstation Tonga her, wo er uns im Jahre 1907 besucht hatte. Auf seine Einladung trat ich mit Jogeng in das Haus ein, wogegen meine zwei anderen Begleiter in ein anderes Haus geführt wurden. Der König und ich nahmen Platz, das heißt, wir setzten uns auf ein großes Giraffenfell, während Jogeng in einer kleinen Entfernung auf dem Boden kauerte. „Mein lieber Abuna“, hob nun der König an, „ich habe mich schon längst nach dir gesehnt und freue mich sehr, daß du gekommen bist. Wir wollen Freunde sein; du hilfst mir und ich helfe dir mit Rat und Tat, wie zwei leibliche Brüder. Nichts soll in Zukunft diese Freundschaft stören.“ Nun

war es an mir, zu reden. Ich besann mich nicht lange und sprach: „Vater aller Väter, deine Worte sind süß und haben mein Herz erfreut. Ja, wir wollen Freunde sein, und ich will dir helfen, wo ich nur immer kann, denn unsere christliche Religion gebietet uns, dem Nebenmenschen zu helfen und mit ihm offenerzig zu sein, frei von Falschheit und Heimtücke. Wir müssen auch unseren Feinden verzeihen und dürfen keine Blutrache wie ihr Schilluk gegen den Nächsten üben.“ Nun schien der eifersüchtige Schillukönig sich selbst zu vergessen, wurde auf einmal ganz weich und erzählte mir, wie er leider den guten verstorbenen P. Banholzer, seitdem er Mikang, den Sohn des früheren Königs Jor, in der Missionsstation Lul aufgenommen habe, gehaßt hätte, weil er nämlich geglaubt habe, man wolle ihn vom Throne stürzen und einen Sohn des verstorbenen Königs Jor an seiner Statt zum König machen. Außerdem hätte der Aburdit so gut die Landesprache gelernt und gesprochen, daß einige Großhäuptlinge behauptet hätten, er wolle selbst König werden. Freilich, jetzt nach seinem Tode habe er eingesehen, daß er eigentlich den guten Vater ohne jeden stichhaltigen Grund gehaßt und verfolgt habe. Damit dieses in Zukunft nicht mehr der Fall sei, sollte ich ihm versprechen, keine an-



Eine Mädchengruppe aus dem Festzug in Altötting. (Atlantic.)



Die Kathedrale in Gent (Flandern), in der 1432 das weltberühmte Altarbild der Gebrüder van Eyck „Die Anbetung des Lammes“ aufgestellt wurde.

(Atlantic.)

deren Königsöhne zu besuchen und es mit ihm allein zu halten. Wenn aber Königsöhne auf Besuch kämen, solle ich sie nach dem Gastrecht des Landes behandeln. So gäbe es dann kein Mißtrauen mehr gegen mich und den Verleumdungen falscher Schmeichler werde für immer Einhalt getan. Nach Schilluffitte und Überlieferung sieht nämlich jeder Schilluffkönig in den Söhnen der verstorbenen Könige seine Rivalen, die ihm beständig nach dem Leben streben, um einst selber König zu werden.

Ich versprach dem König, seinen Rat zu befolgen, und bat ihn, wenn er in dieser Beziehung etwas merken sollte, mir es ganz offen mitzuteilen, wie auch ich ihm stets offen unter die Augen treten und freimütig meine Meinung sagen würde. Ich sei mit meinen Mitbrüdern hiehergekommen nicht des Geldes und Gewinnes wegen, sondern um das

Wort Gottes zu verkünden, der Himmel und Erde erschaffen und seine zehn Gebote den Menschen gegeben habe. Wir Christen liebten das Gute und verabscheuten das Böse und seien vor Gott verpflichtet, den angestammten Herrscher des Landes zu ehren und auch für ihn zu beten. Der König war hochbefriedigt, ließ uns Hammelfleisch und Negerbier von seinen Frauen auftragen und gebot ihnen, mir als dem Gesandten Gottes dieselbe Ehre zu erweisen wie ihm selbst, indem sie auf den Knien rutschend uns bedienen sollten, mit Ehrfurcht und Stillschweigen nach der Sitte der Königsresidenz. Nachdem der König mit mir etwas Fleisch genossen hatte, entfernte er sich, während Jögeng und ich noch weiteraßen und das Negerbier versuchten, das ganz angenehm war und uns bei der herrschenden großen Hitze nicht übel schmeckte.

(Fortsetzung folgt.)

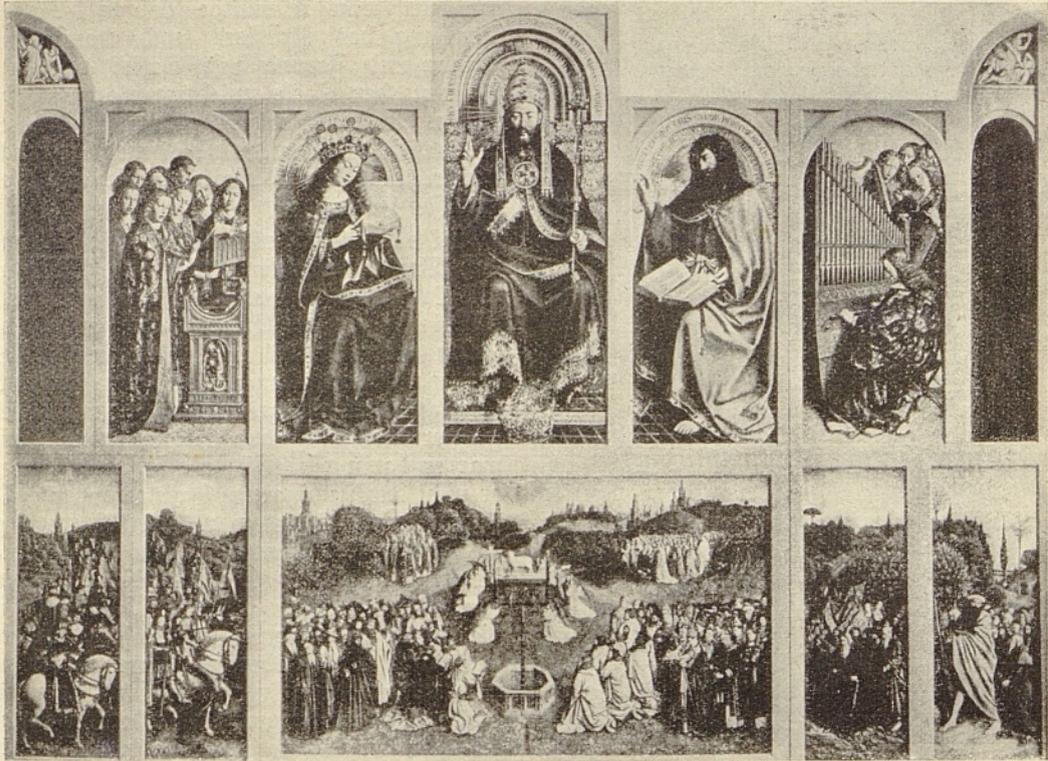
Ein Palmzweig auf das Grab des Bruders Heinrich Sendker, F. S. C.

Von P. Josef Weiller, F. S. C.

(Fortsetzung.)

Auch dort floß sein Leben in steter Arbeit dahin. Die Schreinerwerkstätte, worin Bruder Sendker mit zwei anderen Missionsbrüdern und mehreren Lehrlingen aus dem Stamme der Zuluneger fortan arbeitete, war

einige Jahre vorher bald nach Eröffnung der Apostolischen Präsektur errichtet worden; sie bildet ein sehr geräumiges, aus festen Steinen gebautes Lokal mit einer maschinellen Einrichtung, die allen modernen Anforderungen



„Die Anbetung des Lammes“. Die Hauptstücke des Genter Altars waren früher in Berlin. Infolge des Versailler Vertrages mußten sie zurückgegeben werden. (Atlantic.)

entspricht und es ermöglicht, nicht bloß die Farm, sondern auch die anderen Stationen der Präfektur mit den zum Missionsbetrieb erforderlichen und ins Schreinerfach einschlägigen Möbeln und Gerätschaften zu versorgen und überdies noch allerlei Bestellungen von Auswärtigen in gewinnbringender Weise zu erledigen. Selbst jede neu zu erbauende Kapelle oder Schule nimmt in dieser Werkstätte ihren Anfang, insoferne der Fachbau mit dem Dachstuhl hier gezimmert wird, um dann nach seinem Bestimmungsort transportiert und dort plangemäß aufgerichtet zu werden. Die Vorteile dieser Baumethode springen in die Augen, da dadurch die Gründung und der Ausbau einer Missionsstation wesentlich vereinfacht und beschleunigt und nach einem mehr einheitlichen und als zweckmäßig erprobten Plan ausgeführt werden kann. Hier war es also, wo Bruder Sendler seine schon längst bewährte Arbeitskraft einsetzte und auch zur vollen Geltung brachte.

Wer zählt die Möbel und Gerätschaften, die dort seine kunstgeübte Hand mit maschinell gesteigerter Geschwindigkeit fabrizierte, die aber noch jahrelang sein Andenken in der Mission lebendig erhalten werden? Bald waren es kirchliche Gegenstände, die für den gottesdienstlichen Gebrauch, bald solche, die für eine Schule oder einen Haushalt in der Mission bestimmt waren. Bei diesem bunten Wechsel von Einrichtungsgegenständen blieb sich jedoch sein Eifer in der Arbeit immer gleich, mochte er dabei auch Mühen und Beschwerden oder selbst Entbehrungen mancher Art zu ertragen haben. Was seinen Arbeitseifer immer von neuem weckte und lebendig erhielt, war ja nicht die Aussicht auf einen materiellen oder zeitlichen Gewinn, sondern das tröstliche Bewußtsein, daß er für die Mission arbeite und deren erhabenes Ziel, nämlich für die Ausbreitung der Kirche und die Befehrung und Rettung der Neger, kurz, daß er eine apostolische Arbeit verrichte und



Die mit einem Kostenaufwand von 120.000 Schilling wiederhergestellte Orgel im österreichischen Stift Sankt Florian, wo der berühmte Komponist Anton Bruckner von 1849 bis 1865 als Organist tätig war. (Atlantic.)

mithin auch den Lohn eines Apostels dafür empfangen werde. Eine seiner hervorragendsten Arbeiten in der Mission war ein stattlicher, mit künstlerischem Schnitzwerk gezielter Beichtstuhl, der in der Regierkirche von Maria-Trost aufgestellt wurde. So oft er daher in der Folgezeit am Samstag nachmittag oder Sonntags in der Frühe die Kirche besuchte, konnte er sehen, wie nun bald ein Regier, bald eine Regierin andächtig vor dem Beichtgitter niederkniete,

um durch eine reumütige Beichte die Losprechung des Priesters und damit die Gnade und Freundschaft Gottes und den Frieden der Seele wiederzuerlangen. Er durfte sich das Zeugnis geben, selbst dazu mitgewirkt zu haben, und dies mag ihm noch nachträglich seine Arbeit verflücht und ihn getrübt haben.

Bei alledem darf nicht unerwähnt bleiben, daß Bruder Sendler auch seine Pflichten als Ordensmann treu und gewissenhaft erfüllte und sich die Pflege des religiösen Lebens allen Ernstes angelegen sein ließ. In den geistlichen Übungen und den anderen Berrichtungen des gemeinschaftlichen Lebens ging er allen mit gutem Beispiel voran. Auch war er darin pünktlich; nie fehlte er, wenn er nicht durch zwingende Gründe daran teilzunehmen verhindert war. Täglich empfing er die heilige Kommunion, und dadurch erlangte er zweifelsohne das Licht und die übernatürliche Kraft, deren er bedurfte, um die Vortrefflichkeit und Erhabenheit des Ordens- und Missionsberufes immer klarer zu erkennen und die Tugenden seines Standes auch unter schwierigen Umständen zu üben. Als wahrer Sohn des heiligsten Herzens war er seinen religiösen Mitbrüdern in wirklicher Liebe zugetan; nichts lag ihm ferner als ein herrschsüchtiges Benehmen oder das Buhlen um die Günst seiner Vorgesetzten oder das Haschen nach dem Lob und Beifall der Leute, so daß man in ihm stets den schlichten und bescheidenen Ordensmann erkannte, der seiner Umgebung zur Erbauung gereichte. Eine nicht minder kostbare Frucht seines Gebetslebens und innigen Verkehrs mit Gott war die, daß er in Kreuz und Leid, woran es ihm gewiß nie fehlte, nicht verzagte, daß er selbst in seiner letzten Krankheit, die seinem Leben ein unerwartet rasches Ende machte, sich mit Geduld in sein Schicksal ergab und Gott willig sein Leben zum Opfer brachte. (Schluß folgt.)

Umschau.

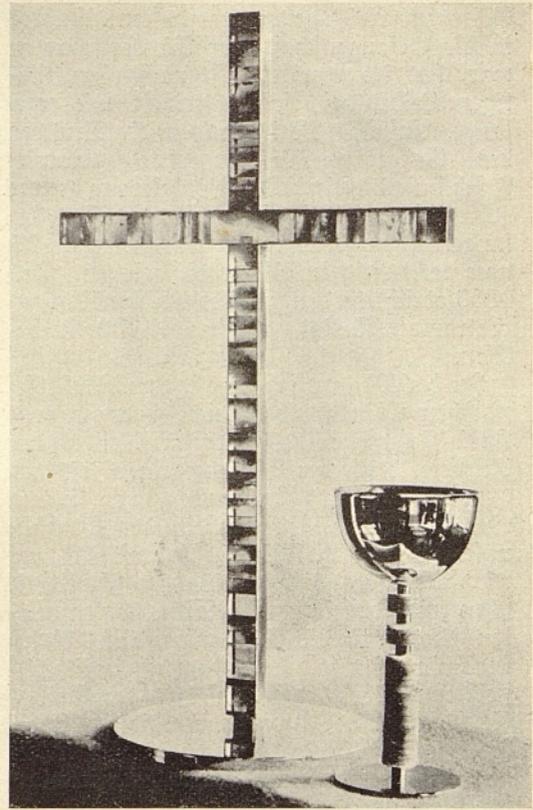
Rom. Am 24. April dieses Jahres wurden in der neuen Propaganda-Kolleg zwei marmorne Gedenktafeln enthüllt zur Erinnerung an die am 24. April 1931 stattgefundenen Einweihung und den damaligen Be-

such des Heiligen Vaters Pius XI. An der Feier nahmen acht Kardinäle teil, darunter der Kardinalstaatssekretär Pacelli und der Kardinalpräsekt der Propaganda Van Rossum. In der Festrede erinnerte der Propa-

gandasekretär Erzbischof Salotti an die großen Missionsrundschriften Pius' XI. und dessen unablässige sonstige Bemühungen um die Förderung der Glaubensverbreitung in den Missionsländern und wies dann auf die herrlichen Erfolge hin, mit denen die päpstlichen Missionsbestrebungen gekrönt wurden. Während der verfloffenen zehn Regierungsjahre Pius' XI. hat sich das Reich der Kirche gewaltig ausgebreitet, wie die genaue Statistik zeigt.

4000 neue Missionäre haben in dieser Zeit das Evangelisationswerk in Angriff genommen, die Zahl der einheimischen Priester ist von 2670 auf 4000 gestiegen, 123 neue Missionen sind errichtet und von diesen allein 16 völlig dem einheimischen Klerus anvertraut worden. Die Katholiken der Missionsländer haben um 6.000.000 zugenommen und damit die Höhe von 15½ Millionen erreicht. Nimmt man die Arbeit der Missionschwestern, ausländischer wie einheimischer, hinzu, dann die große Zahl eingeborener Kleriker, die sich auf das Priestertum vorbereiten, so wird die Geschichte für die Zukunft sich nicht darauf beschränken dürfen, Pius XI. den Papst der Missionen zu nennen, sie wird ihm feierlich bezeugen müssen, daß er der Papst der größten Missionsentwicklung in den letzten Jahrhunderten ist. Mit einem Appell an die Männen der Propaganda, den Treueschwur gegenüber der Missions Sache zu erneuern, unter der Leitung des Kardinalpräsesen als Soldaten Christi Bannträger des Evangeliums, Verbreiter des heiligen Glaubens, Eroberer der Zukunft zu sein, schloß Erzbischof Salotti seine mit stärkstem Beifall aufgenommene Rede.

Asien. Die katholischen Missionen von Kiangsi in Zentralchina feiern dieses Jahr den 100. Jahrestag ihrer Gründung. In dieser Provinz, einer der bedeutendsten von ganz China, mit einer Gesamtbevölkerungszahl von 24.500.000, hat im Jahre 1832 der französische Lazarist Pater Laribe, unterstützt von vier eingeborenen Gefährten, das Missionswerk begonnen; er unterstand dabei den Dominikanermisionen von Sükien. Als im Jahre 1838 das Vikariat Kiangsi-Chekiang geschaffen wurde, hatte man ungefähr 6000 Christen. Heute gibt es im Gebiete von Kiangsi vier Aposto-



Kreuz und Leuchter aus Bernstein in Silberfassung, ausgeführt von der staatlichen preussischen Bernsteinmanufaktur. Der Bernstein, ein versteinertes Pflanzenharz, wird an der Ostsee teils gefischt, teils im Tagbau gegraben. (Atlantica.)

liche Vikariate, von nordamerikanischen, französischen und italienischen Lazaristen geleitet. Die Zahl der Katholiken hat 100.000 überschritten, die Gesamtzahl der Missionäre beträgt 146, darunter 76 eingeborene Priester.

Verfolgungen blieben der Mission nicht erspart; in verschiedenen Perioden haben acht Glaubensboten ihr Leben geopfert. Auch in den letzten Jahren hatte man viel unter Räuberbanden, kommunistischen Soldaten usw. zu leiden, verschiedentlich wurden Missionäre gefangengenommen. Doch hofft man auch hier, daß unter Sturm und Regen die neue Zukunftszeit reift.

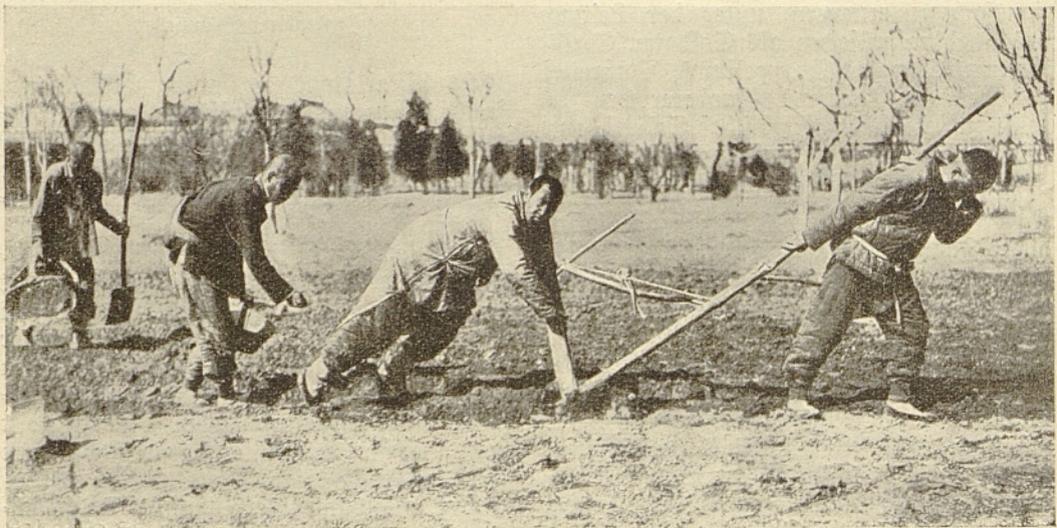
Der Salvatorianermisionär P. Bühler, der auf der Suche nach dem Leichnam seines ermordeten Mitbruders P. Melchior

Geſer am 2. Dezember verfloſſenen Jahres in die Gefangenſchaft der Räuber geraten war, hat im April d. J. nach viermonatiger Leidenſzeit ſeine Freiheit wiedererlangt. Anfangs Mai drangen die Truppen des Generals Ma in das Biskariat Tſchingtu ein. Die Bevölkerung wurde gebrandschatzt, Biſchof Rouchoux, deſſen Gefangenahme beabſichtigt war, konnte ſich noch rechtzeitig in Sicherheit bringen. Daſ 1856 errichtete, den Pariſer Miſſionären anvertraute Biskariat zählt an 60.000 Katholiken.

In der Mandſchurei, dem Zankapfel zwiſchen China und Japan, herrſcht trotz Zurückziehung eines großen Teiles der Truppen und der Bildung einer eigenen „mandſchuriſchen“ Regierung noch immer eine allgemeine Unſicherheit der Verhältniſſe. Die Katholikenzahl beläuft ſich auf rund 75.000. Neben deutſchen, ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Glaubensboten wirken dort auch die Miſſionäre von Maryknoll in Kanada. Von dem ihnen unterſtellten Biskariat Mukden hat der Heilige Stuhl am 25. Jänner d. J. die Präſektur Fuſchun abgetrennt und P. Raimund Lane zum erſten Apoſtoliſchen Präſekten daſelbſt ernannt.

Afrika. Daß die mittelafrikanischen Miſſionsfelder die ausſichtsreichſten ſind, iſt be-

kannt. Einen Beleg dafür bietet auch die am 2. Juni 1923 errichtete Präſektur Aqatorial-Nil, die von den Söhnen deſ heiligſten Herzens Jeſu aus Verona verwaltet wird. Die Flächenausdehnung der Präſektur beträgt 53.580 Geviertkilometer mit einer Bevölkerungsziffer von 585.000. Nach 20jähriger Miſſionstätigkeit zählt man ſchon 27.734 Katholiken und 2462 Taufbewerber, ſo daß auf 21 Bewohner ein Katholik entfällt. Daſ Miſſionsperſonal beſteht aus 21 Prieſtern, 11 Brüdern und 29 Schwiſtern. Einen weſentlichen Teil der Arbeit leiſten die ſehr zahlreichen einheimiſchen Katechiſten. In der Hauptſtation Gulu, dem Sitz deſ Apoſtoliſchen Präſekten, wurde ein kleines Seminar zur Heranbildung eingeborener Prieſter eröffnet. Der Bau einer großen und ſchönen Kathedrale iſt im Gange. Die hiezu nötigen Ziegel — über eine halbe Million — wurden von den Neubefehrten hergeſtellt, ohne daß ſie für ihre Mühe einen Lohn verlangt haben. Der Apoſtoliſche Präſekt von Aqatorial-Nil, Mgr. Antonio Bignato, beſuchte kürzlich die ſieben Miſſionsſtationen ſeines Sprengels und hatte dabei ein Abenteuer zu beſtehen, daſ leicht auch für ihn und ſeine Begleiter, die Patres Antonioli und Balcavi, hätte verhängniſsvoll werden können. Von Uringa und dem Stamm der Kulluba ging's mit dem



Feldbeſtellung in China mittels deſ primitiven Holzpfluges. (Fides.)

Auto nach Moyo mitten durch den Stamm der Madi auf einer zum Teil kaum gespurten Straße, die, von Kanälen durchzogen, in der Regenzeit völlig unbefahrbar wird. Nach Überschreitung des Kociflusses läuft der Weg unheimlich schauerlich durch Wälder, die von wilden Tieren bevölkert sind. Gerade auf dieser Strecke gab der Apostolische Präsekt Vollgas, und während er unruhig die Gegend absuchte, hörte er auf einmal ein Stampfen, als ob sich etwas wütend in Bewegung setzte. Zwischen den Blättern des Wegrandes kam die Schnauze eines riesigen Rhinoceros zum Vorschein. Im Nu warf sich das Ungeheum brüllend auf die Maschine, ein Junges hinterdrein; fast hätte es die Schulter von Monsignore berührt; das heiße Schnauben war deutlich auf dem Gesicht zu spüren . . . und jetzt begann das Tier einen tollen Wettlauf mit dem Automobil, neben dem es wütend und drohend herrannte; der Rücken des Ungeheuers hatte die gleiche Höhe wie das Dach des Autos . . . Der Führer hielt es für gut, zu bremsen und anzuhalten. Die beiden Tiere rannten geradeaus weiter in einer Staubwolke; dann bogensie rechts ab und verschwanden im Dickicht. Ein Stoß hätte genügt, Wagen und Insassen umzuwerfen . . . Gewiß für Autosportler eine interessante Gegend mit der Aussicht auf ungeahnte Abenteuer!

Urundi, ein Staat, der an Belgisch-Kongo grenzt und unter belgischem Mandat

steht, hat wenigstens 2.000.000 Einwohner; ein solch geschlossenes Gebiet mit einem Flächeninhalt von 28.000 Quadratkilometer beherrscht von einem einzigen Oberhaupt wird man sonst in Afrika nicht leicht wiederfinden. Weihnachten 1930 brach der junge König des Landes, Mvambutsa II., mit dem Herkommen und heiratete eine christliche Prinzessin, Terezia Kanyonga. Bald danach ließ er sich unter die Katechumenen aufnehmen und bat die Weißen Väter um Unterricht in der Glaubenslehre. Als mutmaßlicher Thronerbe wurde ihm ein Sohn Ludwig geboren, der kleine Prinz wurde in der Kirche Unserer Lieben Frau vom Siege getauft.

Das Städtchen Okoleko in West-Nigeria war von einer amerikanischen Gesellschaft (Church Missionary Society) zum protestantischen Glauben bekehrt worden. Kein katholischer Missionär hätte es wohl wagen können, dort sich niederzulassen. Aber der Schwarze ist reisefreudig, und besonders in einem gewissen Alter packt ihn die Witzbegierde; er will sehen, was in der übrigen Welt vorgeht, schnürt sein Bündel und versucht sein Glück in der Ferne.

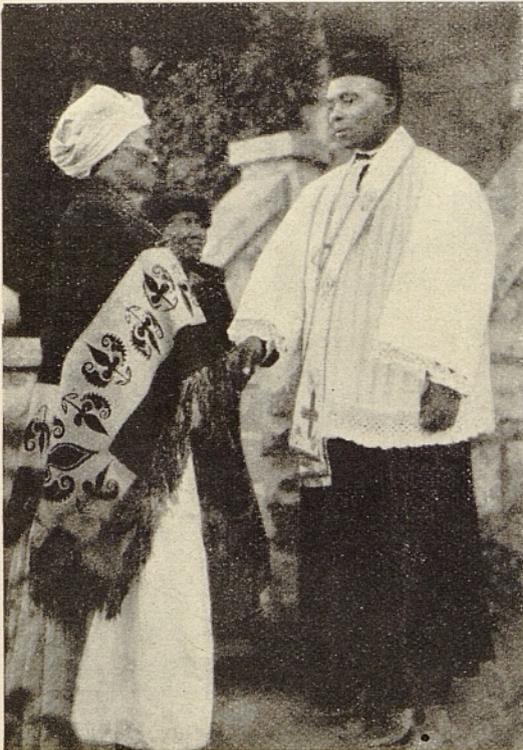
So kam eine Gruppe junger Leute von Okoleko nach einem Orte, der eine katholische Kirche hatte. Man besuchte die Kirche zuerst aus Neugierde, dann aus Überzeugung, und schließlich empfingen alle die heilige Taufe. Nach ihrer Rückkehr erzählten

Wie die kleinen Schwarzen, unter Leitung einer Missionschwester, bei der Erstellung von Missionsbauten durch Herbeischleppen der Ziegel mithelfen.



sie ihren Freunden, was sie gesehen und erlebt hatten, sprachen von dem Glauben, dem sie jetzt angehörten, und gewannen aus ihrer Umgebung einige für den Katholizismus. Sie verlangten schließlich von der Ortsbehörde einen Platz für eine katholische Missionsstation; ein Priester mußte von Zeit zu Zeit kommen, die neuen Schäflein zu besuchen und denen, die würdig schienen, die heiligen Sakramente zu spenden.

Inzwischen starb ein Protestant, ohne daß sein Pastor ihn besucht oder auf den Tod vorbereitet hatte. Die Schwarzen, die nicht verstehen können, warum die Protestanten weniger Sakramente haben sollen als die



Raphael Mohaji, der erste einheimische Basuto-Priester, begrüßt seine Mutter, der er eben den Primizsegen erteilt hat. Die Priesterweihe spendete ihm der Apostolische Delegat von Südafrika Jordan Gijlswijt. Im Alter von 15 Jahren verließ Mohaji die elterliche Hütte, da ihm sein Vater den Besuch der katholischen Missionschule verboten hatte. Nach vorausgegangenem Unterricht empfing er 1909 die hl. Taufe und arbeitete dann eine Zeitlang in den Johannesburgurer Minen, um sich Geld für das Studium zu verdienen, dem er bei den Maristenbrüdern und im Seminar zu Roma, dem Hauptort des Basutolandes, oblag. (Zides.)

Katholiken, beklagten sich bitter über ihren Religionsdiener, der seine Leute hinsterben lasse, ohne sie von ihren Sünden loszusprechen, ohne Wegzehrung und Letzte Dlung. Eine Abordnung mußte bei den Behörden der „Church Missionary Society“ vorstellig werden und Aufklärung über den Fall verlangen. Die Zukunft fiel offenbar nicht zur Zufriedenheit aus; denn einige Tage später rief die ganze protestantische Gemeinde — 190 Mann stark — den katholischen Priester, um ihm Kirche und Pfarrhaus zu übergeben.

Was half es, daß die protestantischen Geistlichen zum Rabi gingen, um ihre verlorenen Schäflein wiederzugewinnen; kein einziges Mitglied der Gemeinde wollte weiterhin die früheren Glaubenshirten anerkennen.

Der Glaubenseifer der Neubekehrten offenbart sich auch darin, daß sie die weitesten Wege zur Mission und Kirche nicht scheuen. Schwarze Katholiken der von Jesuiten versehenen Präfektur Salesbury in Südafrika, die in den Außendistrikten wohnen, müssen an Sonn- und Festtagen etwa 30 Kilometer zurücklegen, um der heiligen Messe beizuwohnen und die Sakramente empfangen zu können. Schon um Mitternacht brechen sie auf, um rechtzeitig einzutreffen. Denkt man nicht bloß an den langen Kirchweg, sondern auch noch an die Unbilden der Witterung, so erscheint der Opfergeist dieser armen Neger wirklich bewundernswert.

Im Gebiet von Sierra Leone, Westafrika, stehen die Häuptlinge dem Missionswerk nicht unfreundlich gegenüber. Doch fand bisher selten einer den Mut, dem gerade bei ihnen so tief eingewurzelten Heidentum zu entsagen. Meistens ist es aber auch nicht möglich, in diesem Teil von Afrika einem kranken Häuptling nahezukommen, und darum muß die Taufe des Häuptlings Rangayu von Bauha in Sierra Leone ein besonderes Ereignis genannt werden. Ein kranker Häuptling wird nach dortigen Gebräuchen ganz abgeschlossen gehalten, und wenn er in Todesgefahr schwebt, ist der Kreis derer, die Zutritt haben, noch enger. Die Öffentlichkeit erfährt von seinem Tode erst nach der Beerdigung gewöhnlich mitten in der Nacht oder bei Tagesanbruch. Ein

Flintenschuß verkländet dem Volke den Tod seines Oberhauptes. Sofort werden den Gebräuchen entsprechend die Tamtams geschlagen, es folgt ein ununterbrochenes Singen und Tanzen mehrere Tage hindurch. Befehlungen auf dem Todesbett sind darum äußerst selten.

Seit Monaten litt Häuptling Kangayua an Blutvergiftung. Das hätte man wohl geheimgehalten, aber der Arzt ordnete eine Überführung in das Krankenhaus von Moyamba an. Eine katholische Frau hörte von dieser Ankunft Kangayuas in Moyamba und teilte es den dort stationierten Heilig-Geist-Missionären mit. Pater Welch fand im Hospital den Häuptling dem Tode nahe, aber bereit, sein verflorrenes Leben, welches eher alles als heilig war, zu bereuen.

Der Sterbende griff nach dem Kreuzifix,

Der Sohn des Freimaurers.

Von Anna Kayser.*

(Fortsetzung.)

Traurig klagte das Missionsglöcklein durch die Morgenstille. In jede Hütte trug es die Trauerkunde: „Der weiße Bruder ist nicht mehr!“

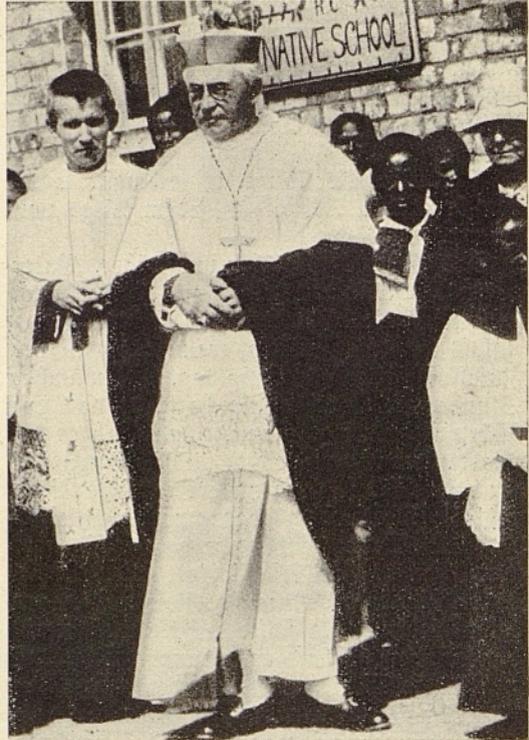
Jene, die den beiden Löwen noch untertan waren — es waren einige Wohlhabende —, waren froh, daß das verhaßte Bleichgesicht tot war, aber sie hielten sich feige in ihren Hütten, da sie eine Revolution unter ihren Stammesgenossen befürchteten.

Das Schauspiel, das Pater Werner an diesem Tage erlebte, erinnerte ihn an den Kindermord zu Bethlehem. „Eine Stimme ward gehört zu Rama, viel Weinen und Wehklagen . . .“

Zur Messe waren nur Frauen erschienen. Wehklagend, mit verhüllten Häuptern kamen sie heran, warfen sich neben der Bahre des toten Missionärs auf den Boden und verharrten während der heiligen Messe in dieser Stellung. Zum Ende der heiligen Handlung zogen sie, ohne den Blick zu erheben, unter gleicher lauter Klage wieder ab.

Pater Werner rührte diese Trauer. Er mußte an die weinenden Frauen Jerusalems denken.

das ihm dargereicht wurde, und hörte aufmerksam den Vorbereitungsunterricht auf die heilige Taufe an. Er starb kurz nach Empfang des Sakramentes der Wiedergeburt. Die Weltnot der Arbeitslosigkeit macht sich auch in vielen Teilen Afrikas sichtbar und erzeugt mancherlei Unruhen. So wird aus der portugiesischen Kolonie Angola berichtet: Die Lahmlegung des Handels und der mangelnde Absatz einheimischer Produkte wirkt sich auch hier in starker Arbeitslosigkeit aus. Bereits haben sich Banden schwarzer Räuber gebildet, welche die Gegend unsicher machen durch Stehlen und Plündern. Mehrere Missionsstationen haben bereits den Besuch dieser ungebeten Gäste erhalten, aber die Behörden haben sofort strenge Maßregeln ergriffen, und so ist der Zustand hoffentlich nicht von langer Dauer. („Fides-Korrespondenz.“)



Der Apostolische Delegat von Südafrika J. Gijlswijt beim Besuch einer Missionsstation. (Fides.)

* Druck und Verlag der Bonifatius-Druckerei in Paderborn.



Als Bischof Gonzalez Perez, Apostolischer Vikar von Fernando Po, Spanisch-Guinea (Afrika) neulich seine Missionen besuchte, kam das Volk von allen Seiten herbei, um ihn zu grüßen und ihm Geschenke zu bringen. Es war das Scherflein der Armen: Hühner, Eier und Bananen. Auch die Kinder wollten nicht zurückstehen, und weil sie sonst nichts ihr eigen nannten, holten sie aus dem Wald große Bündel Reisig und Holz. Das Bild ist im Moment aufgenommen, da sie ihre Gaben auf dem Kopf herbeischleppen.

In dieser Gegend von Spanisch-Afrika geschah es vor einigen Monaten, daß der Gouverneur, der die Kreuzfuge aus den Schulzimmern der katholischen Missionschulen entfernen ließ,

durch die energische Demonstration der afrikanischen Kinder und ihrer Eltern gezwungen ward, die Zeichen des Glaubens sofort wieder anbringen zu lassen. (Fides.)

Raum aber waren die Weiber außer Sehweite, als aus der Ferne ein ohrenbetäubendes, langgezogenes Geheul zu ihm drang. Was war das? Waren es Freunde? Oder kamen Mufaruts und Karullus Anhänger, um auf der Mission ganze Sache zu machen? War ihnen das Opfer dieser Nacht nicht genug?

Werkwürdig, er kannte keine Angst. Sterben lernt ein Apostel an jedem Tage von neuem.

Das Geheul kam näher und näher. Pater Werner schloß seine Wohnung ab und ging zum Kirchlein. Zu den Füßen des Tabernakels wollte er sterben, wenn es so in der Zulassung der Vorsehung lag. Zu mancher Stunde der Begeisterung hatte er von der Märtyrerpalme geträumt. Dann sah er die Märterkrone von Licht und Glanz umleuchtet. Wie so ganz anders war die Wirklichkeit! Die Liebe aber war noch die gleiche.

Pater Werner wunderte sich selbst über seine Ruhe. Er befahl Gott seine Seele. Dann schloß er das heilige Zelt auf — der eucharistische Gott sollte nicht in Feindeshände fallen. Sobald er erkennen würde, daß es Feinde seien, wollte er den verhüllten Gott sich selbst als Wegzeher geben.

Marktdurchbringender wurde das Geschrei. Waffen, Streitärzte hörte er gegeneinanderprallen. Wut- und Kampfrufe drangen

furchtbar durch die Stille. Sogar Kinderstimmen hörte er zwischen den wilden der Männer. Und diese gaben ihm die Gewißheit, daß es Freunde waren.

„Fluch dem Karullu! — Die Hölle dem Mufarut! Das Messer den beiden Turseln! — Sie haben den weißen Mann getötet. Wehe, wehe!“ hörte er sie wild durcheinanderschreien.

Langsam stand er auf und sah sich um. In der Türe des Kirchleins stand im vollen Kriegsschmuck — Tureba, schweigend und scheu.

Pater Werner ging auf ihn zu und sprach mit leisem Vorwurf: „Tureba, du? Was soll der Aufzug?“

Schuldbewußt senkte der Rote das federgekürzte Haupt.

„Haben wir dich erschreckt, weißer Vater? Du hast dein Gesicht ganz bleich. Das täte uns leid!“, sprach er mit einem ängstlichen Blick auf den Toten.

„Mußte ich nicht denken, daß es Feinde seien? Doch sag, was soll das alles?“

„Kennst du nicht die Sitten unseres Volkes? Als Zuterku, der kleine Häuptling, der uns gut war, von Karullu das Messer bekam, da waren unserer hundert. Um den weißen Bruder klagen mehr als achthundert.“

Überrascht trat Pater Werner hinaus. Da wimmelte es von Rothäuten, die in

Afrikanische Kunst. Die linke Seite des Bildes zeigt eine Maske aus dem Westsudan. Die rechte zwei Hauptlingsstübe mit Ahnenbildern in der Mitte.



(Sides.)

buntem kriegerischen Aufzuge, Äxte, Beile und Messer schwingend, immerfort durcheinanderschrien und heulten.

Sie verstummten, als der Missionär aus dem Kirchlein trat. Dann hörte er vereinzelte Rufe: „Es lebe der gute weiße Vater! Heil dem Manne, der uns liebhat! . . .“

Die Rufe pflanzten sich fort und wurden zu einem gewaltigen Brausen, das an den alten Urwaldriesen wiederhallte.

Tiefergriffen sah Vater Werner auf seine Kinder. Nicht alle gehörten zu seiner Herde. Manches Gesicht krönte die bunte Federhaube, das er auf der Mission noch nie gesehen hatte. Sollte der Heimgegangene sich noch im Tode neue Freunde erworben haben?

Mit einer Handbewegung gebot er Ruhe und lud alle für eine Viertelstunde ins Kirchlein. Die Rothäute aber schüttelten die schwarzen Köpfe. Wild sprachen und gestikulierten sie durcheinander. Kaum, daß er ein Wort verstand. Doch so viel wurde ihm klar, daß nun, da die Totenklage um den Ermordeten beendet sei, der zweite Akt, die Blutrache, an der Reihe wäre.

Vergeblich mühte er sich, die erregten Wilden zu beruhigen, ihnen von christlicher Vergeltung und Feindesliebe zu predigen. Enttäuscht, ja drohend sah manches Auge zu ihm hinüber. Sicher war der weiße Mann Gottes gut, aber daß er die in Schutz nahm, die ihren großen Wohltäter getötet hatten, das war unerhört. Ihnen gehörte die Rache.

Dieser merkwürdig sanfte Mensch hatte kein Recht, sie ihnen zu nehmen.

Vater Werner sah, daß er die in ihrer Urwildheit zu wahrer Blutgier entbrannten Menschen unmöglich beruhigen könne. So nahm er seine Zuflucht zu einer List.

„Meine Freunde! Ich danke euch für eure Liebe. Gerne möchte ich noch länger in eurer Gesellschaft bleiben. Darum bitte ich euch, wenn ihr mich lieb habt, laßt mich an diesem Tage nicht allein, weil ich traurig bin. Ich möchte gerne ein Mahl mit euch halten. Ihr alle seid gute Schützen, ich bin gewiß, ehe es Mittag wird, sitzen wir unter diesem Baume beim Wildbret. Wenn unser Bruder in der Erde schläft, dann mögen wir weiter über Murkarut und Karullu beraten. In diesen beiden Tagen darf keiner durch Blutrache seine Ruhe stören. So will es der gute weiße Gott, der euch alle liebhat.“

Tiefes Schweigen. Dann Murren — Zustimmung — Widerspruch. Zuletzt schlug sich einer nach dem andern in die Büsche, sich nach einer Beute umzusehen.

Vater Werner war wieder allein. Es war ihm sicher nicht um ein Gelage zu tun, aber es war der einzige Ausweg, ein großes Unglück zu verhüten. —

Am andern Morgen begrub er den toten Mitbruder unter neuem Wehklagen der Christen in einem an das Kirchlein grenzenden kleinen Palmenhain, den sie zu diesem Zwecke angelegt hatten. Hier, in tiefer Tropenstille,

unter einem rohgefügteten Holzkreuz, erwartet Rudolf Mehren, der einst so Ruhelose, in Frieden seinen Ostermorgen. —

Am Abende dieses Tages saß Pater Werner traurig in seiner Hütte. Die Einsamkeit, das Alleinsein legte sich in diesen Stunden wieder mit Allgewalt auf seine Seele, nun auch des Bruders sterbliche Hülle nicht mehr bei ihm war. Solange er ihm noch ins friedliche Antlitz hatte sehen können, war er noch nicht ganz allein gewesen.

Eine Versuchung wollte nach ihm greifen, unabweisbare Sehnsucht, die Mission wenigstens für eine Zeit zu verlassen und den Trost der Ordensbrüder zu suchen. Auf alle Fälle würde er Nachricht an die Obern senden müssen. Vielleicht auch, daß sich Ersatz fände. Umsonst versuchte er die Geister der Trostlosigkeit zu bannen. Es wollte ihm nicht gelingen.

„Was willst du noch hier?“ raunte ihm der Versucher zu. „Was willst du gegen ungleich mächtigere Feinde? Der Dolch, der gestern deinen Bruder traf, wird morgen dich erreichen. Wenn dir dein Leben lieb ist, so geh! Geh noch in dieser Stunde!“

„Weiche von mir, Satan!“ In heftiger Abwehr sprang der Grübelnde auf. „Tausendmal lieber ist mir eine einzige Seele als mein eigenes Leben.“

Mit Aufbietung aller Willenskraft schüttelte er die Versuchung ab und ging zum Tabernakel. Dort kam überirdischer Trost in sein Herz. Wie hatte er nur traurig sein können? Solange ihm dieser nie versagende Freund blieb, konnte er nicht einsam sein.

Als der neue Tag durch das schmale Fenster grüßte, lächelte er einem ruhig schlummernder Anbeter ins friedliche Gesicht. Von seinem Ruß erwacht, sah der Schlafende verwundert um sich. Da war er doch wahrhaftig . . . — Nun, der Heiland würde ihm nicht zürnen. Ihm war, als hätte sein lächelnder Blick voll Liebe auf ihm geruht und mit der Körperruhe neuen Mut zum Apostelwerke in sein Herz gegossen.

Er stand auf und läutete das Glöcklein zum Angelus.

Da sah er Tureba auf die Mission zu-

kommen. Er schien sehr erregt. Sein Auge wick dem forschenden Blick des Priesters aus.

„Was ist geschehen, Tureba? Gutes sicher nicht.“

„Sehr Gutes, Vater. Ich bin es aber nicht gewesen.“

„Ich verstehe dich nicht.“ Eine Ahnung stieg in Pater Werner auf. Er dachte an die Blutrache.

„Sag selbst, Vater, ist's nicht gut, daß der Schreckliche nun bei den Teufeln ist? Er war ja selbst einer.“

Verstohlen sah der Rote den Pater von der Seite an, um zu erforschen, ob er erzürnt oder befriedigt sei.

Vor dem strengen Blicke des Missionärs aber senkte er den Kopf.

„Also doch! Und ich hatte es euch Christen doch verboten. Vielleicht hätte Karullu sich noch bekehrt. Tureba, was wird der gute Heiland dazu sagen, der für seine Mörder betete und der auch Karullus Seele liebt?“

„Ich habe es nicht getan. Zalaku aber ist nicht getauft. Doch jetzt will er kommen, nun das Scheusal beim Teufel ist. Er hat ihm gerne das Messer gegeben. In den grünen Sumpf warf er seinen verfluchten Leib, als er wie ein feiger Hund um Gnade winselte. Ja, Vater, Zalaku macht alles ganz.“

Die Rache funkelte wild in des Neuchristen Augen. Sein ganzes Wesen war unbändige Freude, daß der verhaßte Peiniger endlich seinen Lohn hatte.

„Du bist mitschuldig an dem Morde, Tureba“, sprach der Priester traurig. „Nun sehe ich, daß du noch ein halber Heide bist.“

Da war es mit der Freude der armen Rothhaut vorbei. Er hatte den weißen Vater betrübt. Das ertrug er nicht. Nach Art der Eingeborenen warf er sich lang auf die Erde zu des Priesters Füßen und schluchzte:

„Tureba nicht böse sein. Tureba hat den weißen Vater so lieb. Der Schreckliche hätte ihn getötet. Deshalb mußte er sterben.“

„Steh auf, mein Sohn. Es ist geschehen. Gott verzeihe es euch. Ihr wußtet nicht, was ihr tatet. Willst du mir einen Dienst erweisen, Tureba?“

(Fortsetzung folgt.)